

Der Untergang von Mückeburg

Erlebnisse von 1945

Aufgezeichnet
von
G. Cousin
(Jg. 1929)

Neu und professionell eingerichtet vom
khd-research.net im Juli 2013. Dabei wurden auch
Grammatik- und Komma-Fehler korrigiert. Die Zwischentitel
sind im Original nicht enthalten, sie wurden hier redaktionell hinzugefügt.
Vorgesehen für doppelseitigen Druck. -- khd (Editor)

28. Januar 1945

Wir schrieben Sonntag, den 28. Januar 1945.

Der Wehrmachtsbericht lautete, dass die Russen bei Schneidemühl zum Stehen gebracht wurden. Ich stand mit meiner Mutter vor der Landkarte von Ostdeutschland. „Wenn das der Fall ist, so können die Russen innerhalb von drei Tagen hier sein“, sagte ich und die Mutter antwortete: „Mein Gott, können wir denn gar nicht mehr weg?“

Ich konnte ihr nur immer dasselbe sagen, dass die Eisenbahn in Landsberg (Warthe) schon seit einigen Tagen gesperrt war und nur noch der Militärbeförderung diene. Und zu Fuß ?? Seit Tagen schneite es, und die sonst so schöne weiße Pracht lag nun schon fast einen halben Meter hoch.

Vor etwa drei Jahre waren wir aus dem Rheinland gekommen, um hier in Mückeberg Ruhe vor den Bombenangriffen zu finden. Wir hatten in diesem kleinen Dorf Mückeberg eine sehr schöne Zeit verlebt, schon deshalb, weil einige der Dorfbewohner zu unserer weitläufigen Verwandtschaft gehörten. Das Dorf zählte gerade mal 400 Seelen und es lag mitten in einem riesigen Waldgebiet.

Seit dem 1. April 1943 hatte ich eine Stelle als kaufmännischer Lehrling in der 25 km entfernten Stadt Landsberg. Jedes Wochenende kam ich mit dem Fahrrad nach Mückeberg zu meiner Mutter und den zwei kleinen Brüdern von 7 und 4 Jahren. Der Vater war Soldat, aber seit Wochen war keine Nachricht von ihm gekommen. Auch der ältere Bruder war letztes Jahr eingezogen worden, und obwohl er eigentlich in Kiel auf der Marine-Schule sein sollte, wurde er kurzer Hand der Infanterie zur Verfügung gestellt. Schon nach dem ersten Einsatz, in der Nähe von Aachen, meldete man ihn als vermisst.

An diesem Wochenende hatte ich wegen des hohen Schnees das Fahrrad in Landsberg gelassen, und war deshalb die 25 Kilometer zu Fuß gekommen. Voll bepackt war ich den langen Weg durch den hohen Schnee gestampft. Die Hose war bis zu den Knien vereist. Als ich endlich zu Hause über die Schwelle getreten war sagte ich nur: „Mutti, ich habe so kalte Füße.“

Die Mutter war verzweifelt. Keine Ahnung von dem, was uns noch bevorstand. An diesem Sonntag-Morgen, noch sehr früh, war die Mutter schon sehr früh aufgestanden und hatte den Kachelofen versorgt. Draußen schneite es weiter und trotzdem hörten wir Donner. Ein Gewitter? Das kann doch nicht sein, bei den Temperaturen und anhaltendem Schneefall. Mutter zog sich den Mantel an und ging vor die Tür. Nun hörte sie aber, dass der Donner in Wirklichkeit ein gleichmäßiges Grollen war, die Front kam also näher. Da fiel uns der letzte Brief des älteren Bruders ein, als er schrieb: „Seit gestern hören wir die Front und morgen werden wir auch dabei sein...“

Noch einmal nach Landsberg

Ich musste jedoch wieder nach Landsberg, wie an jedem Sonntag, um Montags morgens pünktlich im Büro zu sein. Das war eine Frage der Disziplin. Man war eben so erzogen worden, obwohl ich gerade erst das 16. Lebensjahr vollendet hatte. Als es Abend wurde, ging ich jedoch zu einem Onkel, weil ich von Mutter wusste, dass er am Montagmorgen mit dem Pferdeschlitten nach Landsberg fahren würde, um Besorgungen zu erledigen. Wegen des Schnees war es wahrscheinlich die einzige Möglichkeit nach dort zu kommen, wenn er mich mitnehmen könnte. Überall aber, also auch beim Onkel, redete man nur von den Russen.

Also Onkel Wilhelm wollte trotzdem am anderen Morgen mit dem Schlitten nach Landsberg und war bereit, mich mitzunehmen. Wieder zu Hause machte ich deshalb alle meine Sachen fertig und ging auch bald zu Bett. Meine Mutter jedoch konnte nicht einschlafen.

Es war noch tiefe Nacht als wir aufstanden und heißen Kaffee tranken. Dabei kam ich mit Mutter zu der Einsicht, dass die

Gefahr doch zu groß sei und so beschlossen wir, dass ich mit dem Onkel zwar nach Landsberg fahren sollte, allerdings nur, um einige Tage Urlaub von meinem Chef zu erlangen, bis sich die Lage wieder beruhigt hätte. Beim Abschied sah ich aber doch, dass Mutter weinte. Die Fahrt ging ziemlich schnell, denn der Schlitten glitt federleicht über den herrlichen Schnee, gezogen von dem wackeren Pferd. Fast märchenhaft war der Wald, wie in einem wirklichen Frieden.

Es fuhr außer mir und meinem Onkel noch eine Frau mit, die lediglich ein paar Einkäufe in Landsberg machen wollte. Es war gegen 9 Uhr, als wir unser Ziel erreichten. Mein erster Weg war ins Büro. Ich war sehr erstaunt, als unser Werkmeister mir sagte, dass der Chef schon den ganzen Morgen beim Volkssturm in Alarmbereitschaft sei. Ich fragte um Urlaub, jedoch der Werkmeister konnte das nicht entscheiden. So musste ich zu der Dienststelle, wo sich unser Chef angeblich aufhielt.

Unterwegs sah ich die ersten Trecks; die vom Osten kamen. Verfrorene Kinder auf offenen Wagen, die Pferde abgemagert, Traurigkeit in den Gesichtern. Auf der Brücke über die Warthe standen Posten der Waffen-SS mit Maschinenpistolen. Der Krieg war gegenwärtig. Alles sah nach Kampf, nach Grausamkeit und Untergang aus. Ich dachte nach, ob ich je im Leben noch einmal friedlich und unbesorgt über diese Brücke gehen könnte, die mein täglicher Arbeitsweg gewesen war. Einige Wochen später sah ich Landsberg noch einmal wieder, aber dann unter ganz anderen Umständen.

Beim Volkssturm angekommen, fragte ich nach meinem Chef und wurde auch zu ihm hingeführt. „Herr Schreyer, ich möchte um einige Tage Urlaub bitten, meine Mutter und die zwei kleinen Brüder sind in Mückeberg alleine...“ So sagte ich mein Sprüchlein auf, wurde jedoch sofort unterbrochen: „Ja, was denkst du dir eigentlich“, sagte er, „aber mach, dass du in Gottes Namen Boden gewinnst, es ist doch alles egal“. Mein guter Chef, der Herr Schreyer, Geschäftsführer und Inhaber der Firma Schlüter & Kühn, Heizungsbau und Sanitäre Anlagen, er war einer der besten Menschen, die mir im Leben begegnet sind. Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Danach machte ich so schnell wie möglich, um wieder zur Ausspannung zu kommen, wo mein Onkel schon wartete, um nach Mückeberg zurück zu fahren. Die Ausspannung war ein Ort, wo Pferdefuhrwerke unterkamen, wann immer sie in die Stadt kamen. Dort wurden auch die Tiere mit Heu und Wasser gegen eine geringe Gebühr versorgt.

Russen schon in Berlinchen?

Es wurde erzählt, die Russen seien bereits in Berlinchen, das wäre 11 km von Mückeberg. Wenn das stimmt, mussten wir uns beeilen. Wir waren ungefähr 6 km gefahren, da sahen wir deutsche Soldaten, mit Handgranaten ausgerüstet. Onkel Wilhelm sagte, dass dieses ja bereits nach Nahkampf aussehen würde. Die Frau, die mit uns fuhr, wurde unruhig, denn sie hatte ihre Kinder bei Nachbarn gelassen. Bald fuhren wir in den Wald hinein. Der Onkel wählte absichtlich den Weg über Lotzen und Lübbesee, also überwiegend Waldwege, um die Hauptstrasse zu vermeiden. Das war gut so, wie wir später feststellen konnten. Es sprach niemand. Absolute Stille, wie nur das Traben des Pferdes und ein leises Knirschen der Kufen über den weißen Schnee. Es war bitter kalt.

Immer dann, wenn wir an Häuser vorbeikamen, sahen wir Leute zusammenstehen und diskutieren. Auch wurden wir gefragt, woher wir kämen, und wie es in Landsberg aussehen würde. Wir erzählten, was wir wussten, machten aber dann, dass wir eiligst weiterkamen.

Das arme Pferd musste laufen, obwohl es trächtig war und im Frühjahr sicher ein Fohlen bekommen würde. Der Onkel sprach immer mit ihm: „Lotte komm, noch ein wenig, und wir haben es geschafft.“ Es wurde langsam dunkel, aber immer noch fehlten 4 km bis Mückeberg. Plötzlich hörten wir vor uns Schüsse, und dann sahen wir Leuchtkugeln. Das musste unser Dorf sein. Jetzt schien es noch dunkler zu sein, weil wir durch das

grelle Licht geblendet waren, aber der Schnee zeigte uns doch den breiten Weg. Als sich dann der Wald lichtete, sahen wir die ersten Häuser und gleich vorne an wohnte die Mutter.

Erste Schüsse in Mückebug

Ich verabschiedete mich schnell von Onkel Wilhelm und der jungen Frau, die mit Tränen in den Augen immer unruhiger geworden war. Am anderen Tag erfuhren wir dann, dass sie 100 Meter weiter abgestiegen war, nur kurz über den Berg laufen musste, um dann auch endlich zu Hause zu sein, bei ihren sicher wartenden Kindern. Aber es kam anders. Wenige Meter vor ihrem Haus wurde sie von einer Kugel getroffen und brach tot zusammen. Auch Onkel Wilhelm erhielt diese schreckliche Nachricht erst am anderen Morgen, holte dann aber gleich die Kinder zu sich ins Haus.

Mutter war natürlich froh, dass ich nach Hause kam. Gleich erzählte sie mir, was inzwischen passiert war. Um die Mittagszeit, als ich noch in Landsberg war, ging sie noch mal ins Dorf, um beim einzigen Lebensmittelgeschäft Quade einzukaufen was noch möglich war. Das Geschäft lag an der Hauptstrasse und etwas unterhalb wohnte unsere Tante Erna mit Tochter Elvira mit dem Großvater. Obwohl es nur weitläufige Verwandte von uns waren, sagten wir Kinder doch immer Tante und Großvater, und dabei war es auch immer geblieben. Mit Elvira hatte ich noch im 8. Schuljahr in unserer Dorfschule auf einer Bank gegessen. Als Mutter gerade aus dem Geschäft kam, sah sie einen Panzer herunterkommen und so lief sie schnell ins Haus von Tante Erna. Sie muss weiß im Gesicht gewesen sein. Auch sie hatte meine beiden kleineren Brüder alleine zu Hause gelassen, natürlich in der Gewissheit, spätestens in einer Stunde wieder zurück zu sein. Aber das war nun am anderen Ende des Dorfes. Zusammen mit Tante Erna schauten sie durchs Fenster, ob etwas zu sehen war. Da sahen sie dann auch einen Russen mit vorgehaltener Maschinenpistole, während zwei andere ins Geschäft gingen. Nachher hörte man, dass sie nur nach der Strasse Richtung Landsberg gefragt hatten, also nach der Kreuzung die noch ungefähr 800 Meter weiter vorne lag. Nach diesem Vorfall schien es im Moment ruhig zu sein und so beeilte sie sich und kam auch schnell nach Hause.

Auch ich erzählte ihr von der Fahrt nach Landsberg, und was wir gesehen hatten. Während der ganzen Nacht hörten wir nun die Motorengeräusche von russischen Panzern und Lkw's. Die waren scheinbar ohne den geringsten Widerstand hier bei uns eingedrungen. Bis zu dem Zeitpunkt hatte man keinen einzigen deutschen Soldaten gesehen, noch die sogenannte Front miterlebt. Die Russen waren einfach da.

Die Russen sind da

Am anderen Morgen stieg ich auf eine nahe Anhöhe um einen Blick über das Dorf zu bekommen. Ich sah auch, dass mehrere Russen auf einer Nebenstrasse versuchten, ein Auto anzuschieben. In unserem Dorf gab es keinen Asphalt, dafür aber viel Sand im Sommer und viel Schnee im Winter, also keine optimalen Verhältnisse für Autos.

Nun lief ich zu einem benachbarten Freund, der auch schon auf der Strasse stand und wahrscheinlich versuchte, sich ein Bild von der augenblicklichen Lage zu machen. Ein älterer Nachbar, der uns als Kommunist bekannt war, sprach uns an und meinte, dass nun unsere Stunde geschlagen hätte, er aber über Papiere verfügen würde und von den Russen geachtet und von allem verschont würde. Armer Mann, wie wir später erfuhren, gehörte er zu den ersten, die in ein Arbeitslager abgeführt wurden. Ich jedenfalls habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Wieder zu Hause sah ich, dass Mutter bereits warme Sachen zusammengepackt hatte, für den Fall, dass wir fliehen mussten. Bei ihr war die Frau des Hauses, Frieda Kube, die zusammen mit ihrer Tochter Inge die anderen Zimmer des gleichen Hauses bewohnte. Niemand wusste einen Rat, keiner hatte einen richtigen Vorschlag. Wir hatten noch nicht gefrühstückt, aber niemand schien Appetit zu haben. Wir sprachen darüber, warum wir keinen einzigen deutschen Soldaten gesehen hat-

ten. Wo war die sogenannte „Front“, die man sich immer vorgestellt hatte.

Es war alles so schnell gekommen. Knapp 24 Stunden vorher standen wir noch vor der Landkarte und waren zuversichtlich. Es wurde uns doch immer wieder gesagt, dass wir den Sieg gewinnen würden. Zumindest hatten wir bis dahin die Hoffnung nicht verloren. Irgendwelche Hilfe würde schon kommen oder sich sonst eine Lösung ergeben. Mir fielen die Worte meines Vaters ein, als er auf seinem letzten Urlaub meinte, dass wir in diesem kleinen und vollkommen abgelegenen Dorf, mitten in einem riesigen Waldgebiet, absolut sicher sein könnten und keine Angst zu haben brauchen. Hier findet Euch niemand! Und jetzt?

Die Russen waren da und hatten dieses Dorf bereits eingenommen, noch bevor sie in die nächstgelegenen Städte wie Berlinchen und Landsberg eindringen konnten. Jetzt war eine Flucht so gut wie ausgeschlossen, nicht nur wegen dem hohen Schnee, vielmehr noch, weil die gewohnten Verkehrsmittel wahrscheinlich nicht mehr funktionierten und über die vorhandenen Landstrassen der russische Nachschub ununterbrochen rollte und Flüchtlinge keine Chance hatten, dort irgendwie durchzukommen.

Jungens verstecken sich im Wald

Dann kamen zwei befreundete Jungens aus der Nachbarschaft, die uns erzählten, dass zunächst junge Leute und Männer abgeholt würden, für russische Arbeitslager. Einer von ihnen war Günter Fröhlich, ein junger Mann Anfang 20, der als verwundeter Soldat auf Genesungsurlaub bei den Eltern im Dorf war. Natürlich trug er Zivil. Man riet uns, dass wir uns verstecken sollten. Auch Mutter war einverstanden und so machten wir uns mit einem kleinen Schlitten auch wirklich auf den Weg. Bepackt mit warmen Sachen, Wolldecken und Essbarem, drangen wir einfach in den tiefen Wald ein.

Und ungefähr 500 Meter abseits von jeglichem Weg machten wir ein provisorisches Lager. Bald waren 4 nahestehende Bäume gefunden und mit Ästen und Reisig wurde eine Art Dach hergestellt zum Schutz gegen den Schnee und als natürliche Tarnung. Feuer durften wir nicht machen und niemand konnte uns sagen, ob wir die Kälte der Nacht, hier im tiefen Wald, durchstehen würden.

Als der Unterschlupf einigermaßen Schutz zu geben schien und wir etwas gegessen hatten, meinte Günter, wir könnten ja noch mal zurück ins Dorf und vielleicht noch mehr Decken holen. Günter war sozusagen der „Dienstälteste“ und natürlich auch ein gewisses Vorbild für uns alle. Als Soldat hatte er sicherlich auch mehr Erfahrung. So machten wir uns zu Dritt nochmals auf den Weg.

Am Waldrand angekommen machten wir Halt und hatten einen schönen Blick über die Dorfstrasse. Dort sahen wir zunächst ein Auto, welches vor jedem Haus anhielt. Zwei Russen stiegen aus und kamen aber nach kurzer Zeit wieder heraus. Beim letzten Haus meinte ich, einen Schrei gehört zu haben, das war aber nicht so, wie wir nachher feststellten. Als das Auto dann verschwand, gingen wir quer Feld ein den Hang hinunter. Wir wollten dort irgend jemanden fragen, was die Russen wollten und so erfuhren wir von denen, die noch da waren, dass sie nur jeglichen Schmuck eingesammelt hatten und jedem die Armbanduhr, Trauringe und Sonstiges abgenommen hatten.

Zu Hause war noch alles in Ordnung, aber auch die Nachbarhäuser waren verlassen. Ich fand noch eine ganze Seite Speck, aber hauptsächlich nahm ich noch mehr warme Kleidung mit.

Zu bemerken wäre, dass die Bewohner von Mückebug überwiegend in der Wald- und Forstwirtschaft beschäftigt gewesen waren, zu Hause jedoch meistens noch einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb besaßen. Trotz Krieg hatte es dort keinen Hunger gegeben und bis 1945 hatte jeder noch genügend selbst Geschlachtetes, Kartoffeln, Milch von eigenen Kühen oder Zie-

gen, sowie Butter, auch eingemachtes Obst und eigene Marmelade aus Waldfrüchten. Ein wirklich reich gesegnetes Stück Erde, dieses Mückebug, mit rechtschaffenden Menschen bewohnt.

Als wir wieder zurück in den Wald zu den Angehörigen kamen, hörte ich schon von weitem, dass Manfred, mein jüngster Bruder (4 Jahre) weinte. Es war kalt und trotz Decken fror er. Zu uns waren noch andere aus dem Dorf gekommen. Niemand wusste Rat und wegen der Kälte konnte sich kaum jemand vorstellen, über Nacht hier zu bleiben. Mutter beschloss somit, wieder aufzubrechen, aber nicht in ihre eigene Wohnung, sondern sie wollte zunächst zu Tante Else, das war das nächstliegende Haus auf dem Weg zum Dorffinnern. Sie wollte einfach nicht alleine sein.

Wo ist nur die deutsche Front?

Auf dem Rückweg traf ich wieder Günter, der sich inzwischen mit noch 4 weiteren Jungens zwischen 14–16 Jahren zusammen getan hatte. Man berichtete mir, dass nun festgestellt wurde, die deutsche Front wäre bereits in Bernstein, also nur 30 km entfernt. In der Tat hörte man auch wirklich Kanonendonner. Man nahm an, dass die deutschen Soldaten spätestens in 2 Tagen in Mückebug sein könnten, und wir wären sodann von den Russen befreit. Jedoch käme es darauf an, dass besonders die Männer bis dahin versteckt gehalten würden. Ich ließ mich wieder einmal überreden und so schloss ich mich den fünf Jungens an, um noch einmal in den Wald zu gehen.

Ich benachrichtigte noch kurz die Mutter und trotz Bedenken meinte sie dann, ich solle nur gehen, es würde ja sowieso alles so kommen, wie es kommen musste und irgendwie würde uns der liebe Gott schon beschützen. Auf jeden Fall versprach ich, laufend Kontakt mit ihr aufrecht zu erhalten.

Wir liefen kreuz und quer durch den Wald und durch niedere Schonungen, hielten uns aber so weit wie möglich abseits von den Wegen. Wir mussten sehr vorsichtig sein, denn im frischen Schnee konnte man leicht unsere Spuren erkennen. Auf Umwegen wollten wir zu unserem bereits bestehenden Versteck kommen. Eigentlich war es Unfug, was wir machten, denn wenn uns je ein Russe direkt gesucht hätte, dann wären wir auch gefunden worden. Für so einen Fall wäre es bestimmt noch schlimmer für uns gewesen. Zum Glück schneite es weiter und die Spuren waren schnell nicht mehr zu sehen.

Inzwischen war es Nachmittag geworden. Wir sprachen über allerlei Dinge und nach einem kalten Essen machten wir uns kurz vor der Dunkelheit wieder auf den Rückweg. Es kam einfach keine Ruhe zustanden, wie auch kein geeigneter Plan. Von einem Moment zum andern kam man immer wieder zu einem ganz neuen Entschluss. Unsere Sachen blieben aber im Lager zurück. Wir wollten nur spionieren, wie die aktuelle Lage war. Wir wollten uns auf jeden Fall von allem überzeugen und gut informiert sein. Die Unruhe und Aufregung zwang uns förmlich etwas zu tun.

Wieder am Waldrand angekommen, gingen Günter und ich voraus. Alles war still, und langsam stampften wir durch den tiefen Schnee einen Hang hinunter. Plötzlich sahen wir unten auf der Strasse 2 Russen. Wir verhielten uns ganz ruhig und dann zogen wir uns zurück zu den anderen. Wir beschlossen dann, über einen oberen Weg zu laufen, der parallel zur Dorfstraße verlief und von wo man schön das ganze Dorf übersehen konnte. Außerdem endete dieser Weg fast beim Krug, wo sich der Saal befand und wo wir auch einen großen Teil der Bewohner vermuteten.

Erste Begegnung mit Roter Armee

Nach 200 Meter ungefähr, sah ich unten auf der Dorfstrasse meinen Onkel Wilhelm, mit dem ich in Landsberg war. Er spazierte daher, als gäbe es um ihn herum nur den im Dorf gewohnten Frieden. Wir riefen ihm zu und machten mit den Händen Zeichen, was denn los wäre. Er rief zurück, die Luft wäre rein, und wir sollten herunter kommen. Gesagt und Getan. Wir stürmten nun hinunter und merkten nicht, dass von der anderen Seite

die beiden Russen, die wir schon vorher gesehen hatten, angerannt kamen und nun auf uns los ballerten.

Die Kugeln schlugen links und rechts ein, und zum Glück erreichten wir ungeschoren ein kleines Haus, welches wir gut kannten, denn es gehörte der Gemeinde und dort trafen sich in normalen Zeiten die Jungen und Mädchen, um den monatlichen Versammlungen der Hitlerjugend nachzukommen. Als ich in Deckung ging und mich umsah, gingen die anderen drei unserer Jungens schon mit erhobenen Händen den Russen entgegen. Mir blieb also auch nichts anderes übrig. Auch Onkel Wilhelm kam angerannt und mit Händen und Füßen artikuliert er in der Luft und wollte den Russen klar machen, dass wir doch die Jungens vom Dorf wären und keine Soldaten, was ja auch der Wahrheit entsprach. Günter, als der Älteste konnte auch beweisen, dass er krank war.

Nach einer Weile ließen uns die Russen laufen, schimpften jedoch wie die Rohrspatzen, wir sollten nächstes mal nicht so den Hang hinunter stürmen, denn so könnte man leicht für Angreifer gehalten werden. Das war meine erste Begegnung mit Angehörigen der Roten Armee. Aber ich war enttäuscht, denn es waren zwei kleine Kerle, mit ungepflegten Bärten und ihre Haut musste schon lange keine Seife mehr gesehen haben. Keine richtige Uniform, die Hosen passten nicht zur Jacke, und heute bin ich mir auch sicher, dass diese beiden Geschöpfe für mich die Überbringer der ersten Läuse waren, die ich ab jener Stunde hatte und die mich in den folgenden sechs Monaten auch nicht mehr los ließen. Nach dieser Entlassung gingen wir zu unseren Angehörigen, die sich auch um uns sorgten.

Mutter hatte im Haus der Familie Kurth Zuflucht gefunden. Sie hatte sich in der Küche, zusammen mit Frieda Kube ein Lager gemacht. Die Familie Kurth gehörte auch zu unserer Verwandtschaft. Es war eng, wie überall, wenn sich viele Menschen zusammen taten.

Russen permanent betrunken

Im Nebenzimmer hörten wir ein Grammophon kreischen, und Betrunkene grölten durcheinander. Dann ging die Tür auf und der Hausherr, dem man Schnaps eingeflößt hatte, wurde hereingestoßen. Man hatte ihm befohlen, seine 14-jährige Tochter Gisela zu holen. Natürlich füllte er den Auftrag nicht aus, vielmehr rief er laut seiner Frau und Tochter zu, sich gut zu verstecken. Dazu kam es aber nicht mehr, denn von außen trat ein russischer Offizier herein mit weiteren zwei Wachtposten und gab einige Kommandos. Dann gab er den Kindern Schokolade. Wir waren alle erstaunt und konnten es kaum glauben.

Einer der Wachposten erkundigte sich in gebrochenem Deutsch, wer im Zimmer nebenan so laut wäre und als er hörte, dass es seine Kameraden seien, da sprach er mit dem Offizier, und sie begaben sich sofort ins Nebenzimmer. Es wurde ruhiger und alle Russen verließen diesmal das Haus. Einer der zurückgebliebenen Posten fing an, sich mit uns zu unterhalten. Er zeigte auf den Tisch: „Hier ich, und dort Berlin, nur noch 20 km und meine Kameraden in Berlin.“ Darauf haften wir natürlich keine Antwort. Jedenfalls sagte er uns noch, dass man den 30. Januar in Berlin feiern wollte und in Berlin die Regierung übernehmen wolle. Ich dachte, dass es ja morgen wäre, denn wir schrieben dann wirklich Dienstag, den 30. Januar 1945.

Wir berieten, wo wir schlafen sollten. Eigentlich hatte die Familie gerade für sich selbst genügend Platz. Mutter wollte wieder zurück in unsere Wohnung, obwohl es bereits dunkel geworden war. Sie war jetzt der Meinung, dass es vielleicht gar nicht so schlimm kommen könnte, wie ursprünglich befürchtet. So machten wir uns wieder auf den Weg zurück. Auch Frieda Kube und Tochter Inge wollten zurück.

Es war schon dunkel. Kaum waren wir 5 Minuten zu Hause, da kam eine Frau mit 2 Kinder und einer älteren Dame und baten auch um Unterkunft. Es waren Flüchtlinge, die erst vor kurzer Zeit aus dem Westen nach Mückebug gekommen waren. Sie hatten vorne im Dorf eine Wohnung, aber dort konnten sie nicht mehr bleiben, es wären zu viele russische Soldaten dort,

die nur den ganzen Tag betrunken wären und die Frauen nicht in Ruhe ließen. Selbstverständlich nahmen wir sie auf, zumal wir sahen, dass auch sie unter der eisigen Kälte gelitten hatten. Wir fachten das Feuer im Kamin an, bereiteten heiße Milchsuppe und brachten als erstes die Kinder zu Bett. Dann wurde etwas zu Essen für uns selbst zubereitet. Niemand hatte jedoch Appetit.

Todmüde, gegen 23 Uhr legte auch ich mich schlafen. Die Sachen behielten wir alle an, für den Fall, dass etwas passieren sollte. Es war zu viel gewesen, zweimal in den Wald und wieder hinaus. Das viele Hin und Her, die Ungewissheit.

Mutter wird vergewaltigt

Aber dann brach das Schlimmste noch in der gleichen Nacht über uns herein. Ich war gerade eingeschlafen, als ich einen Schuss hörte und meine Mutter schrie ganz furchtbar. Ich richtete mich auf, ging aber sofort wieder wie vom Blitz getroffen in Deckung. In der Tür stand ein Russe mit einer Pistole und vor ihm die Mutter. Den Anblick habe ich bis heute nicht vergessen und werde es auch immer wieder vor Augen haben. Was dann in den nächsten 10 Minuten abgezogen wurde, hätte ich vielleicht nie erfahren, wenn meine Mutter es mir nicht nach einigen Tagen geschildert hätte.

Es war folgendes passiert: Nachdem ich eingeschlafen war, saß Mutter mit den beiden Frauen und eines der Mädchen noch am Kachelofen um zu erzählen, wie jeder den Tag verbracht hatte. Schlafen mochte von ihnen niemand. Gegen 24 Uhr hatte man zunächst Geräusche am Hauseingang und in den Zimmern von Frieda Kube bemerkt. Dann ging die Tür zu unserem Zimmer auf, und es traten zwei betrunkene Russen herein. Sie winkten meiner Mutter und den anderen jungen Frau zu, sie mögen kommen. Das Mädchen war beim ersten Geräusch unters Bett gekrochen.

Aus Angst vor den Revolvern standen die beiden Frauen auf und gingen langsam in die angewiesene Richtung. Da versuchte meine Mutter, sich plötzlich zu den Kindern zu retten. Einer der beiden Russen, er soll noch hässlicher als der Russe gewesen sein, den ich am Nachmittag kennen lernte, hielt den Arm meiner Mutter so fest, dass es weh tat und sie nicht weg kam. Er versuchte auch klar zu machen, dass sie nur mitkommen sollte und gleich wieder zurück dürfe.

Inzwischen hörte man aus der Wohnung von Frieda Kube eine Ziehharmonika, ein Zeichen, dass auch dort noch mehr Soldaten sein mussten. Scheinbar hatten sie sich alle ganz leise ins Haus eingeschlichen, denn keiner hatte etwas gehört. Jetzt wehrte sich auch die andere Frau, aber es nützte nichts, sie wurden beide herausgezerrt. Auf dem Flur wollte die junge Frau aber dann ins Freie oder in ein anderes Zimmer flüchten und da wurde geschossen, ohne jedoch zu treffen, oder weil nur in die Luft gezielt wurde, wer weiß.

Plötzlich waren es drei Russen die Mutter mit ins Nachbarnzimmer nahmen. Dort musste sie sich aufs Sofa legen und es passierte das Unvermeidliche. Es waren blutjunge Soldaten, meine Mutter war schon über 40 und hätte gut ihre eigenen Söhne sein können. Während einer sich befriedigte, standen die anderen beiden mit vorgehaltener Pistole dabei.

Aber was hier geschah, dass mussten mehrere tausend andere Frauen zur gleichen Stunde und immer wieder in den vielen Wochen darauf erdulden. Es passierte sogar ohne Scham im Beisein von Kindern.

Unterschlupf in der Försterei Lübbesee

Die Nachtruhe war daraufhin gänzlich dahin. Wir standen frühzeitig auf und wir wollten versuchen, uns in die 5 km entfernte Försterei Lübbesee zu flüchten. Ich wollte deshalb im Dorf nach einem Schlitten und Pferd fragen. Überall sah man weinende Mädchen und Frauen stehen, scheinbar war sehr viel Unheil in der letzten Nacht geschehen. Auch ich wurde gefragt, wie es uns gegangen war.

Auf einem verlassenen Hof fand ich dann, was ich suchte. Zwar einen guten Schlitten, jedoch ein altes und taubes Pferd. Die Besitzer des Hofes waren schon am Tag vorher Richtung Försterei geflohen und so meinte ich, dass ich ihm ja dort den Schlitten und Pferd zurückgeben könne und das Gespann somit nur ausgeliehen hätte. Da ich nur wenig Ahnung von Pferdegeschirr hatte, dauerte es eine Weile, bis ich alles soweit hatte, dass es los gehen konnte. Schon nach den ersten 50 Metern sah ich, dass das Pferd wirklich sehr alt war, denn es lief nur langsam und stolperte ständig.

Mutter war schon mit einem Handschlitten und den kleinen Brüdern vorausgegangen und musste einen erheblich Vorsprung haben. Außerdem nahm ich von zu Hause noch unsere Federbetten und Kissen mit, sowie andere nützliche Sachen und Essbares.

Im Wald sah ich plötzlich einen deutschen Soldaten aus einer Schonung heraustreten mit dem Gewehr im Anschlag. Er sah schlecht aus, wollte aber nicht mitfahren. Er hatte einen Lungenschuss und wollte nur wissen, wo ungefähr er sich befand, und wo er auf deutsche Truppen stoßen könnte. Aber da konnte ich ihm kaum helfen, erklärte aber, wo welches Dorf lag. Dann verschwand er wieder im Wald. Ungefähr 5 Monate später fanden wir in der gleichen Nähe einen toten Soldaten und ich glaubte ihn dann zu erkennen. Sicher hatte er sich hingelegt, um auszuruhen und wurde überrascht. Ob ihn doch noch eine Kugel erreicht hatte, oder ob er seiner Verletzung nur einfach erlag, niemand konnte es sagen. Wir bedeckten ihn dann nur noch mit Waldboden, und er wird sicher einer der vielen unzähligen Vermissten sein und bleiben.

Weiter vorne, schon in unmittelbarer Nähe der Försterei, holte ich meine Mutter und Brüder wirklich ein, und wir konnten den Rest der Strecke mit dem Pferdeschlitten bewältigen. In der Försterei waren schon viele andere Flüchtlinge angekommen. Mutter half in der Küche. Das Anwesen war sehr groß, mit mehreren Gebäudeteilen, Ställen. Unter den Flüchtlingen waren Leute aus Ostpreußen und sogar von der Wolga. Viele Pferdewagen standen auf dem großen Hof. Die Försterfrau war sehr lieb und freundlich, sie half jedem, der Hilfe bedurfte.

Auch wir bekamen einen Platz zugewiesen, in einem kleineren Zimmer, wo eine ältere kranke Frau lag, auf die wir gleichzeitig aufpassen sollten. Bald hatte Mutter eine gute Bohnensuppe hergezaubert, das erste richtige warme Essen nach drei Tagen. Vor allem die kleinen Brüder aßen sich mal wieder richtig satt.

Im Laufe des Tags kamen immer mehr Flüchtlinge, besonders aus Mückeburg, die hier Schutz suchten. Man musste aber sehr aufpassen, denn auch bewaffnete Polen in Zivil lungerten herum, sowie desertierte russische Soldaten, die es nur auf Plünderungen abgesehen hatten.

Anscheinend hatte der Förster sich einige russische Offiziere zu Freunden gemacht. Ihnen hatte er auch den gesamten Bestand der Schießgewehre übergeben, die eine große Försterei nun einmal hatte. Die Offiziere versicherten aber, dass es weitere Vergewaltigungen von Frauen hier auf der Försterei nicht mehr geben würde. Wie wir später erfahren mussten, hatte man sich auch da geirrt. Auf jeden Fall haben wir in Lübbesee auch gute Menschen unter den russischen Soldaten erlebt.

Letzte Habe aus Mückeburg holen

Einige Tage später spannte ich den alten Gaul wieder vor den Schlitten, allerdings dieses mal mit der Genehmigung des Eigentümers, der sich ja auch in Lübbesee eingefunden hatte. Wir wollten noch den Rest unserer Habseligkeiten aus der Wohnung holen. Mit mir fuhr ein polnischer Knecht, der bis dahin auf dem Hof des Försters gearbeitet hatte und uns nicht feindselig gesinnt war. Es war gut, jemanden dabei zu haben, der sich verständigen konnte, falls wir von Russen kontrolliert würden.

Zu Hause, in unserer Wohnung, stöberte ein russischer Soldat herum. In der Kiste mit Spielsachen meiner Brüder fand er ein Spielzeug-Gewehr und das machte in so wütend, dass er

mich anschrie. Ich sagte ihm, dass es doch von Holz wäre und nur für Kinder, aber es war wieder eine der vielen Affären, die aus den kleinsten sowie unsinnigsten Ursachen eine Gefahr entstehen ließen.

Wir hatten ziemlich alles auf den Schlitten geladen und fuhren wieder zurück in den Wald Richtung Lübbesee. Etwa 400 Meter hinter uns sahen wir zu Fuß mehrere Russen, die uns einholen wollten. Aber unser Pferd hatte scheinbar einen guten Tag, denn es lief schnell, und so vergrößerte sich der Abstand zwischen uns und den Verfolgern. Ich tat einfach so, als höre ich die Rufe der Russen nicht. Aber dann wurde geschossen und sicher hatten einige Kugeln den Schlitten getroffen, aber wir kamen unversehrt davon.

Ganz Mückebug geräumt

In den folgenden Tagen ereignete sich nichts besonderes. Wir wurden auch nicht weiter belästigt. Dann aber, ich wollte gerade den Pferden im Stall Wasser geben, da sah ich von Mückebug einen ganzen Treck kommen. Teils zu Fuß, teils mit Pferdewagen oder auch nur mit einem Handwagen. Es waren alles Bekannte und auch unsere Verwandten. Mückebug musste geräumt werden. Die Kämpfe an der Oder waren scheinbar ins Stocken geraten und der Vormarsch auf Berlin somit unterbrochen. Dadurch kamen auch die nachfolgenden Truppen ins Stokken und nicht mehr weiter. So blieb zunächst ein großer Teil der Truppen in unserer Gegend hängen. In Mückebug wurde jedes Haus gebraucht und die Einwohner vertrieben. Jetzt wurde es eng, 300–400 Personen mehr mussten untergebracht und auch versorgt werden.

Auch wir mussten umziehen und bekamen nun ein großes Zimmer, jedoch mit weiteren 42 Personen, darunter 15 Kinder und 8 Kleinstkinder. Stroh wurde auf dem Boden ausgebreitet und dort konnte jede Familie ihre Decken ausbreiten. Die Männer hatten ein Quartier in der ehemaligen Verwaltung der Försterei bekommen. Als es Abend wurde, versammelten sich immer mehr Russen auf dem Hof. Es wurde hochprozentiger Spiritus getrunken und dabei weißen Speck gegessen.

Im Zimmer hatten wir 4 lange Reihen für die Nachtlager gebildet, mit genügend Platz, um sich zwischen den Reihen auch noch zu bewegen. Meine kleinen Brüder und ich konnten somit auch bei Mutter bleiben. Schon früh am Abend ging das Theater los. Wir hatten die Tür abgeschlossen und uns vorgenommen, diese auf keinen Fall zu öffnen. Das dieser Plan nicht funktionierte, das stand fest. Zuerst versuchten die Russen die Tür mit Gewalt zu öffnen und wollten draußen sogar den Hausbesitzer erschießen, falls wir die Tür nicht öffneten. Am Schluss gab man doch nach.

Immer wieder Vergewaltigungen

Licht war keines vorhanden. In der Dunkelheit traten nun 6 junge Russen, total betrunken herein und stolperten über die vielen Menschen die am Boden in den Reihen lagen. Mit Taschenlampen suchten sie nach Frauen. Alle waren still, keiner wagte sich zu rühren. Viele zogen die Decken bis über den Kopf, aber jeder wurde untersucht. Man sagte, man würde deutsche Soldaten suchen die hier versteckt wären. Nach einer Weile wurden die Taschenlampen gelöscht und da fing auch schon das Wehgeschrei mancher Frauen an. Manche mussten ihr Baby beiseite legen. Andere Kinder wollten sich an die Mutter klammern. So auch Hermann Otto, der 7 jährige Bruder, der sich auch an die Mutter klammerte, bekam einen Faustschlag ins Gesicht, so das er halb besinnungslos zurückflog. An der Tür stand ein Posten der keinen hereinließ und keinen heraus. Das ganze Zimmer roch sogleich nach Schnaps und Tabak.

Nun waren keine Offiziere zu sehen, die uns Schutz versprochen hatten. Aber es war einfach schlimm. Der Krieg wurde uns von der grausamsten Seite offenbart. Man litt, ohne sich wehren zu können.

Am anderen Morgen mussten wir einen weiteren Schrecken erleben. Während nämlich einige Russen in unsere Zimmer ein-

gedrungen waren, war ein Lastwagen gekommen und hatte alle Männer, viele Frauen und auch Mädchen, die in der Verwaltung untergebracht waren, verschleppt. Niemand wusste wohin. Die Russen antworteten uns, die Leute würden nach einigen Tagen wiederkommen. Die Tage vergingen, aber niemand kam zurück.

Jeder Tag und jede Nacht war grausamer als die zuvor. Inzwischen hörte man von unglaublichen Schändungen, sogar an Mädchen von 1 bis 10 Jahren. Wir fanden so gut wie keinen Schlaf mehr. Einige Male versuchten wir die Mutter unter den Strohsack zu verstecken und legten uns dann oben drauf. Manchmal wurde sie verschont, aber oft führte es zu Fußtritten.

An einem Nachmittag fand ich Mutter am See, der noch zugefrorenen war, und sie sagte: „Wenn das Eis weg ist, dann wird auch die Erlösung kommen.“ Natürlich versuchte man immer, solche Gedanken zu verdrängen, zumal ja noch die Kinder da waren. Aber wem konnte man es verwehren so zu denken?

Abtransportiert zum Flugplatzbau

Leider kam dann auch der Tag, wo ich von den Meinigen getrennt wurde. Da war nämlich ein Bauer gekommen, der 20 Arbeiter aufreiben sollte, Frauen und Männer. Er sagte, wir könnten nach einigen Tagen wieder zurück, aber wenn er diese 20 Personen nicht freiwillig aufbringt, dann würden alle zur Arbeit gezwungen. Wie immer entstand eine Diskussion. Tante Erna war auch bei diesem Abtransport dabei. Auch ich musste mich melden, zusammen mit 2 weiteren meines Alters. Der eine sprach sogar etwas polnisch, und das war gut für die Verständigung, besonders bei einer eventuellen Flucht, was ja immer in solchen Situationen der erste Gedanke war. Jetzt waren es aber nur noch alte Männer, die zurück blieben, und für die Frauen mit Kindern wurde es immer schlimmer.

Als die Truppe zusammengestellt war, ging es zunächst zu Fuß los. Nach etwa 4 km kamen wir ins nächste Dorf wo wir einem russischen Offizier übergeben wurden. Wir mussten dann auf einen offenen Lastwagen klettern, wo wir bei ungefähr Minus 10° Kälte aneinander standen und furchtbar froren. Die Fahrt ging zunächst nach Landsberg, dort gab es einen Motorschaden, und wir mussten warten. Ein Soldat stellte uns die höhnische Frage: „Warum ihr alle fahren nach Sibirien?“ Das Geschrei war natürlich sehr groß und besonders die Frauen weinten. Hatte uns der Bauer doch versprochen, dass wir nach 3 Tagen vielleicht schon wieder nach Lübbesee gehen könnten.

Bei der Weiterfahrt hatte ich gemischte Gefühle und den Gedanken, noch rechtzeitig vom Lastwagen herunter zu springen.

Wir fuhren durch Landsberg. Diese schöne Stadt. Wo ich noch vor einem Monat meine Lehrstelle hatte, war alles anders geworden, alles war so unordentlich, so traurig. Am Anfang der Stadt sahen wir einen großen Flüchtlingswagen im Straßengraben liegen, die ganze Familie mit Kinder lagen tot herum. In der Stadt selbst viele ausgebrannte Häuser, von Panzern aufgewühlte Straßen, überall Maschinenpistolen, an jeder Ecke Wachtposten. Viele Frauen in Uniform und schwer bewaffnet.

Die Fahrt ging dann weiter Richtung Friedeberg, an der IG-Farben Industrie vorbei, die verlassen zu sein schien. Die gesamte Chaussee von Landsberg bis nach Stolzenberg war links und rechts mit toten Leibern übersät. Neben umgekippten Flüchtlingswagen standen ausgebrannte Panzer, verlassene Geschütze und kaputte Autos. Niemand kümmerte sich um Hunderte von Toten. Hier muss ein wahnsinniger Kampf stattgefunden haben. Keiner von uns konnte es fassen, was man sah.

Links neben Stolzenberg lag Wormsfelde und wir hatten Glück im Unglück. Wormsfelde lag nämlich nur 18 km von Mückebug entfernt und nur 14 km von der Försterei. Ich kannte die Gegend von Radtouren her. In der Apfelzeit waren wir diesen Weg sehr gerne gefahren, weil die Landstraße von Obstbäumen gesäumt war. Also für den Fall, dass sich eine Flucht ermöglichte, könnten wir schnell wieder zu Hause sein.

Der Lastwagen hielt aber erst in Stolzenberg, und wir mussten in ein leeres Haus ziehen und dann Stroh fürs Nachtlager besorgen. Von dem was jeder dabei hatte, wurde das Abendessen gemacht. Wir legten uns früh schlafen, denn niemand wusste, was der nächste Tag bringen würde. Auch diese Nacht, wie überall, kamen Soldaten und suchten nach Frauen. Um Mitternacht aber hatten wir endlich Ruhe, nur war es sehr sehr kalt.

Am anderen Morgen kam wieder der Lastwagen und jeder befürchtete, dass es weiter nach Osten gehen würde. Statt dessen fuhren wir ein kleines Stück den gestrigen Weg ein Stück zurück in Richtung Landsberg und bogen dann wirklich in die Strasse nach Wormsfelde ein. Ich hatte Herzklopfen bei dem Gedanken, doch noch so in der Nähe von zu Hause verbleiben zu können. Kurz vor dem Dorf sahen wir schon eine große Anzahl Leute auf dem freien Feld arbeiten.

Hier sollte ein Flugplatz gebaut werden. Einige Lastwagen fuhren bereits Asche heran. Nun begann die Arbeit. Wir drei Jungens blieben dicht zusammen und ich sagte ihnen schon, dass es für eine Flucht immer besser würde. Der eine Junge hieß Günter und der andere Klaus. Mit Hilfe einer Art Tragbahre aus einfachen Brettern mussten wir nun die Asche etwa 100 Meter weiter tragen, wo diese dann von den Frauen ausgebreitet wurde. Ich stellte mir die Frage, warum die Lastwagen die Asche nicht gleich die 100 Meter weiter ausgekippt hatte, also dort, wo sie auch gebraucht wurde. Dafür sollte ich gleich am Mittag eine deutliche Antwort bekommen. Nachmittags kamen nämlich die Lastwagen wieder und kippten jetzt die Asche dort oben hin und jetzt mussten wir diese mit der Tragbahre wieder herunter bringen. Uns froren die Finger und wir hatten keine Handschuhe. Beim hochnehmen der Bahre mussten wir die Griffe immer von Schnee befreien und hatten somit immer nasse Hände. Wir luden deshalb etwas weniger Asche. Der Wachtposten bemerkte es sofort und schickte uns im Laufschrift zurück, um die gewohnte Menge zu holen.

Alle 20 Mitarbeiter, die wir in Lübbesee ausgesucht wurden, waren bis dahin noch einigermaßen zusammen geblieben und arbeiteten etwas verteilt hier auf dem Feld. Wir nahmen an, dass es am Abend wieder zurück nach Stolzenberg ging. Deshalb beriet ich mich mit Günter und Klaus. Wenn wir nämlich hier in Wormsfelde bleiben könnten, wäre ein Fluchtweg viel kürzer, als von Stolzenberg aus. Darum hielten wir auch gleich Ausschau und taten zunächst so, als gehörten wir zu den anderen Trupps, die scheinbar ihr Quartier in Wormsfelde hatten. So kam es auch, dass unser Vorhaben zunächst glückte, denn wir drei konnten uns in ein nahegelegenes Haus einquartieren, wo auch schon andere untergebracht waren.

Überall aber das gleiche Lied, nämlich grimmige Kälte und wenig Möglichkeiten zum Heizen. Trotzdem konnten wir etwas Brennholz organisieren und den Kachelofen bestücken. Viel hatten wir nicht davon, denn der Ofen brauchte viel zu lange um richtig warm zu werden und die Kälte kam trotzdem herein, weil die Fenster und Türen zum Teil beschädigt waren. So verbrachten wir auch hier eine ruhelose Nacht, mit den dreckig-nassen Klamotten am Leib und Hunger obendrein. Unsere Essvorräte gingen zu Neige und warme Mahlzeiten waren nicht vorhanden. Mein Entschluss stand fest, nicht noch einen weiteren Tag diese Schikane zu erdulden.

Den anderen Leuten, die uns fremd waren, ging es nicht viel besser. Von ihnen hörten wir, dass sie auf der geplanten Rollbahn Stroh ausbreiten mussten, wo anschließend auch Asche drauf kam. Das ganze Vorhaben sah aber mehr nach einem Chaos aus, denn niemand konnte mit Sicherheit sagen, was, wie und wo gemacht werden sollte.

Nur weg von hier

Um 5 Uhr morgens brachen wir drei auf. Über die Dorfstraße mussten wir versuchen, den nahen Wald zu erreichen. Jeder nahm seinen Spaten mit, als Zeichen, dass wir zu den Arbeitern gehörten. Es war noch dunkel, aber durch den weißen Schnee war doch so viel Sicht vorhanden, dass man sich gut orientieren konnte. Wir hatten erfahren, dass die Posten um diese Zeit noch

nicht auf der Strasse waren. Die Richtung kannte ich und leise marschierten wir los. Alles war still, nur in der Ferne hörte man den einen oder anderen Hund bellen. Normalerweise sollte die Arbeit wieder um 6 Uhr beginnen.

Wir mussten durchs Dorf und ziemlich am Ende dann plötzlich eine Stimme auf russisch: „Halt, Hände hoch.“ Aus dem Schatten eines Hauses trat ein Posten hervor. Da Klaus ja polnisch sprach und sich so mit den Russen einigermaßen verständigen konnte, hatten wir vereinbart, was er sagen sollte. Nämlich wir befänden uns auf dem Weg nach Hause, um für unsere Angehörigen frische Wäsche und Brot zu holen. Wenn er nach dem Ort fragen würde, so soll er nur Lotzen sagen, das war nicht weit. Natürlich wurden wir nach Waffen abgetastet, aber dann dürfen wir weiter gehen. Wir hatten mal wieder Glück gehabt.

Zwischen Wormsfelde und dem Waldrand waren es noch gute 1.500 Meter. Klaus kam vom Weg ab und fiel in den Graben. Natürlich nass bis zu den Knien, und das bei der Kälte. Wir dürfen aber nicht warten, denn am Waldrand war noch ein Haus und dort konnten wieder Posten sein. Wie geahnt, so kam es auch. Einen regelrechten Kontrollpunkt hatte man hier geschaffen und als erstes blickten wir in die Mündung eines Maschinengewehres. Wieder die Hände hoch und wieder musste Klaus sein Sprüchlein auf polnisch sagen. Aber dieses mal funktionierte es nicht. Der Posten forderte uns auf, ins Haus zu kommen. Im Zimmer schliefen noch mehrere Russen und wir mussten uns auf eine Bank setzen und ruhig bleiben.

Nach gute 2 Stunden, es war schon hell draußen, hatte sich noch nichts ereignet. Soldaten liefen hin und her, aber kein Mensch kümmerte sich um uns. Gegen 11 Uhr, also bereits 5 Stunden Wartezeit, musste Klaus in das andere Zimmer, wo der mit der großen Klappe saß und wir hörten, wie man Klaus anschrie und ausschimpfte. Wie wir später erfuhren, machte man Klaus Vorwürfe, dass er als Pole keinen Deutschen helfen dürfe, es wären doch die Feinde. Klaus hatte dann geantwortet, dass er gerade deshalb mitging, damit wir auch am anderen Tag wieder zurück kämen. Aber es half nichts, wir mussten bleiben. Immer wieder drohte man uns mit den Wort „Sibirien“. Die Russen wussten ganz gut, dass man die Deutschen damit einschüchtern konnte.

Gegen 12 Uhr dann, ich wusste nicht mehr ein noch aus, da tat ich so, als bekäme ich furchtbare Schmerzen. Nun kam der Kapitän wieder und wollte wissen, was los wäre. Als Kind war ich operiert worden und hatte eine große Narbe auf dem Rücken, wo mir eine Rippe entfernt worden war. Diese Narbe zeigte ich ihm und tatsächlich weinte ich Tränen vor Schmerzen. Klaus musste wieder mit ins Zimmer und nach 5 Minuten kam er zurück und forderte uns auf, nach draußen zu gehen. Ohne etwas zu sagen, ging er die Straße hinauf auf den Wald zu. Nach einiger Entfernung sagte er leise, dass wir machen sollen, dass wir fort kommen, sonst wäre uns Sibirien so gut wie sicher. Wir beeilten uns deshalb, eine sichere Entfernung zu gewinnen, denn man wusste nie, ob die Russen es sich nicht anders überlegen würden.

Es fing wieder an zu schneien. Wir folgten einer Waldschneise, die ungefähr 10 km gerade und direkt auf Lübbesee verlief. Der Weg wollte und wollte nicht enden. Schon längst hätten wir eine Chaussee überquerten sollen, aber ich fand und fand sie nicht mehr. Sollte ich mich in der Richtung geirrt haben? In der Ungewissheit bogen wir einfach links ab und nahmen dann noch einen anderen Weg. Auf jeden Fall musste hier irgendwo das Dorf Lotzen zu finden sein. Der Schnee war hoch und es schneite weiter. Unsere Spuren waren schnell nicht mehr zu sehen. Nach einer Stunde des Herumirrens waren wir plötzlich wieder auf der gleichen Schneise, die wir vorher verlassen hatten. Die Spaten hatten wir auch schon weggeworfen, für diese zu tragen, hatten wir schon seit geraumer Zeit keine Kraft mehr. Nun beschlossen wir, auf der Waldschneise weiter zu gehen, was auch richtig war, denn bald sahen wir einen Fahrweg und auch die ersten Häuser von Lotzen. Nun fehlten wirklich nur noch 4 km.

Plötzlich merkten wir, dass wir verfolgt wurden. Scheinbar ein Schlitten mit mehreren Russen. Wir hatten Angst, dass man gerade uns suchen würde. Als man uns einholte, stellten wir aber zu unserem Glück fest, dass keiner der Soldaten zu den Posten gehören konnte, die wir schon kannten. Man hatte gemeint, wir wären deutsche Soldaten und nun sahen sie, dass wir dafür ja viel zu jung waren. Wir wurden trotzdem nach Waffen untersucht und durften dann mit zitternden Knien weiter laufen.

Wieder in Lübbesee

Es wurde schon dunkel, als wir in Lübbesee ankamen. Unsere Familien waren froh, uns zu sehen. Aber es gab auch vorwurfsvolle Gesichter, als man uns nach den anderen Verschleppten fragte. Manche meinten, wir hätten doch zusammenbleiben müssen. Das wäre allerdings nicht möglich gewesen, niemals wären wir mit einem größeren Trupp an den Posten vorbei gekommen.

Die Tage und Wochen, die nun folgten, waren immer dieselben. Jeden Tag jagte man nach Lebensmitteln. Beim Durchstreifen der Wälder fand man oft verlassene Pferdewagen von Flüchtlingen oder auch von Soldaten. Manchmal gab es so einen Sack Mehl, trockenes Brot oder Hülsenfrüchte. Auf der Försterei waren schon nicht mehr so viele Menschen. Viele waren verschleppt worden und kamen nicht wieder. Andere hatten doch noch versucht, wieder nach Mückeburg zu gehen. Keine Nacht verging, ohne das nicht die eine oder andere Frau vergewaltigt wurde. Jetzt kamen auch die Folgen der Krankheiten. Der kleine Sohn von Tante Else starb an Mangel geeigneter Kost und folgender Unterernährung. Er musste auf dem Familienfriedhof der Försterei Lübbesee beerdigt werden. In kurzer Zeit folgten ihm 5 Kleinstkinder. Durchfall und Angina plagten uns. Keine Medikamente waren vorhanden. Man sagte, gurgeln mit eigenem Urin wäre gut gegen die Halsentzündung. Aber die Bakterien griffen weiter um sich. Ein Zimmer wurde für Kranke eingerichtet und die Türklinke mit Desinfektionsmittel umwickelt. Ein großes Schild wurde angebracht. So kam man auf die Idee, dass man auch die jungen Mädchen dort verstecken konnte, damit sie nicht belästigt würden. Immer half dieses Mittel aber nicht.

Läuse gab es in rauen Mengen und waren an der Tagesordnung. Man machte auch einen Unterschied zwischen Kleiderläusen und Kopfläusen, aber was brachte das schon. Ich bekam auf jeden Fall eine Glatze und hatte damit teilweise etwas mehr Ruhe bekommen. Man konnte sich reinigen wie man wollte, und auch frische Wäsche nützte wenig, die Läuse kamen immer wieder, sie waren im Stroh und in den Decken auf denen wir lagen, niemand konnte sich vor dieser Plage retten.

Immer mehr Leute kehrten nach Mückeburg zurück. Auch ich ging ab und zu dorthin. Die russischen Regimenter mussten manchmal von einer Minute zur anderen den Standort wechseln, und jedes Mal hinterließen sie in den Häusern angebrochene Lebensmittel. Einmal fand ich in einem leeren Haus einen ganzen Kessel mit gekochtem Fleisch, eine Spezialität der Mongolen. Der Kessel war noch warm, und so griff ich natürlich kräftig zu und lud den Rest auf meinen Pferdewagen für die Familie in Lübbesee. Auch einen halben Sack Mehl fand ich, allerdings hatte man Petroleum darüber gegossen, so war es ungenießbar geworden. Wenn man jedoch ständig die Augen aufhielt, fand man doch immer wieder etwas, um sich und die Familie so zu sagen über Wasser zu halten.

Langsam erfuhren wir auch, was alles in Mückeburg passiert war. In der Nähe von Tante Ernas Haus war die Post. Der alte Mann hatte ein Holzbein, er war Kriegsbeschädigter aus dem Ersten Weltkrieg. Bislang hatten wir gedacht, dass er und seine Familie rechtzeitig Mückeburg verlassen konnte, bevor die ersten Russen ankamen. Am Abend, als die ersten Panzer vorbei rollten, hatten sich mehrere Personen im Haus des Postbeamten zusammen gefunden. Darunter auch eine junge Frau. Als die ersten Betrunkenen hereinkamen und diese Frau mitnehmen wollte, war der alte Mann aufgesprungen und wollte sich den Soldaten entgegen stellen. Es entstand eine Rauferei,

der Mann wurde mit dem Gewehrkolben so getroffen, dass er zusammenbrach und aus Panik schossen nun die Soldaten wild um sich und töteten alle anderen auch, die sich im gleichen Raum aufhielten. Erst mehrere Wochen später fanden zurück gekehrte Nachbarn die Toten und haben sich um die Bestattung kümmern können. Wer letztlich über die Einzelheiten dieses grausamen Ereignisses berichtet hatte, konnten wir nicht mehr feststellen, aber das tatsächlich Vorgefundene sprach ja für sich selbst.

Wo man auch hinkam, überall hörte man ähnliches. Wir zählten ungefähr 80 Mitbewohner, die allein in den ersten Monaten von 1945 in Mückeburg ums Leben gekommen sind. Dabei handelte es sich ausschließlich um alte Menschen oder Frauen und Kinder, denn bereits 1944 gab es kaum noch aktive Männer in der gesamten Gegend, die nicht zur Wehrmacht eingezogen waren.

Oberhalb vom Ziethensee gab es eine weitere Försterei. Als der Schnee schon langsam geschmolzen war und man den ersten Hauch vom nahen Frühling spürte, fanden Großvater Kubin und ich dort die ganze Förster-Familie am Waldrand. Die Leiber waren bereits schwarz und konnten nicht mehr transportiert werden und so mussten wir sie an Ort und Stelle begraben. Unweit von der gleichen Stelle, mitten im Wald, lagen weitere 8 deutsche Soldaten, die anscheinend im Gänsemarsch hintereinander gelaufen waren. Auch diese Toten waren mit der Schneeschmelze zum Vorschein gekommen. In der Küche der Försterei lag noch ein Soldat, seine Haut schwarz, aber das lockige blonde Haar war weitergewachsen.

Unser Freund Günter, der 20 jährige verwundete Soldat, der bis dahin noch immer in Mückeburg war, hatte die Aufgabe übernommen, von allen Soldaten die Erkennungsmarken zu sammeln. Er hatte sie auf einen Draht gereiht und hoch in einem Kastanienbaum versteckt, damit sie niemand fand. Ich habe nie erfahren, was daraus geworden ist, oder ob er vielleicht doch noch eine Gelegenheit hatte diese Marken dem Roten Kreuz zu übergeben.

Der Frühling kam. Überall liefen einzelne Pferde herum, die von den Russen zurückgelassen wurden. Es war nicht schwer, sich eines zu fangen und auch das nötige Sattelzeug zu finden. So brauchte man nicht zu Fuß nach Mückeburg und wieder zurück nach Lübbesee zu gehen, sondern machte es zu Pferde, mit oder ohne Wagen, das war einfacher. Besonders die Pferde der Kosaken waren gut dressiert. Fiel man durch Ungeschicklichkeit aus dem Sattel, so blieb das Pferd sofort daneben stehen. Auch waren es meistens kleinwüchsige Tiere, wo man auch als ungeübter Reiter leicht rauf oder runter kam.

Dann kamen die Polen

Eines Tages traf ich in Mückeburg eine neue Besatzung an. Dieses mal waren es polnische Soldaten. Ich wurde von einem jungen Offizier sofort angehalten und aufgefordert, ihm zu folgen. Der größere Bauernhof in der Mitte des Dorfes war zum Sammelplatz aller Dorfbewohner gemacht worden. Auch ich wurde dort abgeliefert. Das Wohnhaus war abgebrannt, jedoch die vielen Schweine- und Rindviehställe waren noch in Ordnung. Wir mussten nun alle Ställe mit Bürsten und Wasser reinigen, Wände und Boden mussten ganz sauber sein. Dann wurde weißer Kalk ausgeteilt und die Wände mussten gestrichen werden. Inzwischen hatten Soldaten einen Wall von Stacheldraht rund um den Hof gemacht, keiner konnte mehr weg von hier. Dann kam ein Wagen mit Stroh und alle Ställe mussten ausgelegt werden.

Am 2. Tag waren wir mit der Arbeit fertig. Es waren wohl 60 Personen oder mehr, die wir waren. Jeder bekam einen Platz angewiesen. Dann bekamen wir eine andere Beschäftigung. Der Misthaufen, von der Mitte des Hofes, musste entfernt werden. Hinter dem Stall wurde eine Grube ausgehoben und ein „Donnerbalken“ errichtet, wo Männlein und Weiblein ihre Geschäfte erledigen konnten. Dann nahm man sich das ausgebrannte und zum Teil zusammengebrochene Wohnhaus vor. Die Steine mussten alle von Mörtel befreit und schön aufgeschichtet wer-

den. Ein Offizier, mit Stiefeln aus feinstem Leder und einer Reitpeitsche, er sorgte dafür, dass alles von uns im Dauerlauf stattfand.

Abends nahm jeder die Kopfbedeckung ab und bekam darin 3 Pellkartoffeln. Wenige Tage später brachte man mich zu einem nahegelegenen Pferdestall, wo ich die Pferde putzen und striegeln sollte. Dort bekam ich auch besseres Essen. Als ich aber wieder ins Lager zurück kam und nicht schnell genug am Offizier vorüberging, bekam ich einen Peitschenhieb und am anderen Tag durfte ich wieder Steine klopfen.

Ein 60-jähriger, der an Durchfall litt, war eines Nachts aufgestanden und wollte zum Donnerbalken. Er wurde dafür zusammengeschlagen. Ich schlief mit mehreren Personen auf dem Heuboden also über den Ställen, wo viele Frauen und Kinder schliefen. Auch bei uns oben auf dem Heuboden waren kranke Leute. Für die Bedürfnisse hatten wir deshalb einen großen Bottich auf zwei Balken gestellt. Nun kam es, dass in der Dunkelheit jemand die Sache ins Wanken brachte und der gesamte flüssige Inhalt ergoss sich und triefte durch die breiten Ritzen des Heubodens auf die unter uns Schlafenden. Das Geschrei war riesengroß.

Nach 14 Tagen wurde das Lager aufgelöst und die Polen zogen von einer Minute zur anderen ab. Ich lief natürlich sofort wieder nach Lübbesee. Mutter hatte wieder einmal keine Ahnung, wo ich über so viele Tage geblieben war.

Aber der Mutter ging es nicht gut, sie sah sehr schlecht aus. Da hörte ich auch, dass der gleiche Lagerkommandant von Mückebug auch hier tätig gewesen war. Eines Tages hatte er alle Flüchtlinge, die noch in Lübbesee waren, in eine abgelegene Scheune gesperrt. Dann mussten sie sich in einen großen Halbkreis aufstellen, während draußen Stroh aufgeschichtet wurde, als wolle man ein großes Feuer machen. Dann kamen 4 Soldaten mit Maschinenpistolen und stellen sich vor die Menge. Es fehlte nur noch der polnische Offizier, der das Kommando der Exekution geben sollte. Mein kleiner Bruder soll dann gefragt haben: „Mutti, werden wir jetzt erschossen?“ Dann aber hörte man ein anderes Auto vorfahren und die 4 Soldaten liefen schnell zum Tor hinaus zu ihrem eigenen Fahrzeug und fuhren davon. Noch wie versteinert blieben alle still in der Scheune und warteten. Herein kamen russische Offiziere in sauberer Uniform. Als sie erfuhren, was hier gelaufen war, da schüttelten auch sie die Köpfe, und zogen sich zurück. Auch so etwas war möglich, wenn es auch unglaublich scheint.

Zurück nach Mückebug

Der Mai war gekommen und somit zogen wir uns auch wieder nach Mückebug zurück. Unser Haus war unbewohnbar und so girlgen wir zu Tante Else. Auch dort war die Familie kleiner geworden. Tochter Gisela war verschleppt und niemand wusste was von ihr. Der Vater war auch nicht wieder aufgetaucht. Das jüngste Kind hatten wir in Lübbesee beerdigt. Nur Großvater Kubin war noch da, sowie die Kinder Alfred, Arthur und Trautchen.

Was mag der Großvater wohl gedacht haben. 11 Kinder hatte er groß gezogen und eine Schar Enkelkinder zählte er zu seiner Familie. Nur sein Mückebug kannte er. Hier wurde er geboren und dieses nannte er seine Heimat. Überall, auch bei den umliegenden Förstereien war er immer als rechtschaffender Mann bekannt gewesen, und nun war nichts als ein großer Scherbenhaufen seines Lebens übrig geblieben.

Überlebt hatte bis dahin eine Kuh von Tante Else. Sie gab uns jeden Tag Milch und so konnte Essen gekocht und auch Butter geschlagen werden. Manchmal hatten wir Glück und konnten einen Fisch aus dem nahen See angeln. In der Försterei, die auf dem Weg nach Berlinchen lag, ich glaube Kadarsch hieß sie, fanden wir eine große Menge Roggen auf dem Heu-Boden. Die Försterei selbst war verlassen und unbewohnt. In einem der Ställe gab es sogar eine alte, fest montierte Maismühle. Dort fanden wir nun heraus, dass wir das Korn selber mahlen konnten um somit auch Brot zu backen. Es war zwar sehr mühsam,

denn alle waren abgemagert und keiner hatte die Kraft, lange Zeit die Mühle zu betätigen. Auch dauerte es immer eine Ewigkeit, bis man endlich wenige Kilo Korn zu Mehl gemahlen hatte. Aber alle halfen und der Gedanke, wieder frisches Brot essen zu können, der hielt uns aufrecht.

Manchmal meinte man, der Frieden hätte sich wieder eingestellt. Einige Leute begannen sogar, ihre Felder zu bestellen, mit dem was da war. Auch wir verteilten Kuhmist auf dem über dem Haus liegendem Feld.

Mutter soll verschleppt werden

Dann kam jemand und sagte Bescheid, dass sich alle Bewohner beim neuen Bürgermeister einfinden sollen. Auch Mutter und ich gingen dort hin. Die Kinder blieben zu Hause. Ich musste auf dem Hof des Bürgermeisters warten und Mutter wurde aufgerufen und ins Haus gebeten. Mehrere andere Frauen auch. Wir wussten nicht, was dort besprochen wurde.

Dann wurde uns gesagt, die Versammlung sei zu Ende und alle mögen wieder nach Hause gehen. Ich wartete noch auf die Mutter, aber sie kam nicht. Plötzlich erschien eine Frau und sagte mir, ich solle Seife und Handtuch, sowie Sachen und Lebensmittel für 3 Tage holen, dann wäre die Mutter wieder zurück. So, diese Sprüche kannte ich ja schon zu genüge und ich wusste sofort, dass dieses wieder Verschleppung bedeutete. Wie oft waren wir mit solchen Versprechungen hinters Licht geführt worden. Ich wollte mit Gewalt ins Haus, aber die Posten ließen mich nicht vorbei. Daraufhin lief ich was ich konnte nach Hause und holte die beiden kleinen Brüder. Wenn Mutter abtransportiert werden sollte, dann wollten wir auf jeden Fall mit gehen. Ich hatte gute 1000 Meter zu laufen, also war Eile geboten.

Ich nahm beide Brüder an die Hand und hastete den Weg wieder zurück, immer mit der Befürchtung, zu spät zu kommen, und dass Mutter schon nicht mehr da sein könnte. Das Haus des Bürgermeisters lag auf einer Anhöhe, und wir nahmen den Feldweg entlang des Friedhofes und rannten hinauf. Ich sagte den Kleinen, dass wir die Mutter retten müssten, sonst würden wir sie nicht wiedersehen.

Aber oben angekommen, kamen wir nur bis zum Hof und nicht mal bis in die Nähe des Hauses. Dann aber fingen wir alle an zu weinen, und die beiden Kleinen waren nicht mehr zu halten und liefen an den Posten vorbei ins Haus. Bis draußen hörte ich nun auch das Wimmern der Mutter, und nun sah ich einen Posten, der die Mutter und die Kinder die Treppe hinunterstieß, sie solle machen, dass sie wekommt. Uns war alles egal, ohne uns noch weiter mit den russischen Schimpfwörtern zu beschäftigen, suchten wir so schnell als möglich das Weiße und erreichten auch bald total erschöpft das Haus von Tante Else.

Anfang Juni 1945 war auch Tante Erna ganz alleine wieder aufgetaucht. Ihr eigenes Haus war abgebrannt und glich nur noch einen Trümmerhaufen. Diese so gute Frau, sie war still und traurig geworden. Von ihrer Tochter Elvira jedoch keine Nachricht.

Aufbruch nach Westen

Die täglichen Vorräte wurden immer weniger und auch das Organisieren von Lebensmitteln war fast nicht mehr möglich. Es reichte nicht mehr für alle. Auch wir spürten langsam, dass wir nicht länger in Mückebug bleiben konnten. Unser zu Hause war ja das Rheinland und irgendwann mussten wir sowieso den Heimweg antreten. Nur vereinzelt sahen wir noch russische Soldaten im Dorf und wir hofften, vielleicht ab Berlinchen oder Soldin einen Zug zu erreichen.

Großvater Kubin hatte für uns einen alten Kinderwagen umgebaut. Auf den Unterbau mit Rädern wurde eine stabile, von Großvater selbst gezimmerte Kiste montiert, hinten mit einer Möglichkeit zum schieben und vorne mit einem Seil zum ziehen. So war ein schönes Transportmittel entstanden. In zwei Rucksäcken packten wir unsere guten Sachen, was wir noch gerettet hatten. Eine Ecke der Kiste war nur für Verpflegung gedacht. Dann kam eine Decke über das Ganze und oben dar-

auf sollte der jüngste Bruder von vier Jahren sitzen, während der zweitjüngste von 7 Jahren tapfer neben her laufen sollte.

Am 6. Juni 1945 war es dann soweit. Der Abschied war schwer. Wir hinterließen liebe Menschen, mit denen wir viel Freude und Leid geteilt hatten. Zu dem Zeitpunkt wussten wir noch nicht, dass nur wenige Wochen später die gesamte Bevölkerung vertrieben wurde, und das ganze Gebiet bis zur Oder von Deutschland getrennt wurde und an Polen fiel.

Mutter schob den Wagen und ich zog. So verließen wir das schöne Mückeberg. Zwölf Wochen waren wir dann unterwegs, und erst Ende August [1945] erreichten wir unser Ziel am Nie-

derrhein. Die beiden Rucksäcke waren uns gestohlen worden. Der Handwagen stand irgendwo bei Helmstedt an der Zonen-grenze. Dort hatten uns die Engländer auch von den letzten Läusen befreit. Abgemagert, der zweitjüngste Bruder mit Rippenfellentzündung, der andere mit Durchfall und ich selbst hatte Gelbsucht. Von Mutter ganz zu schweigen, denn sie war außerdem auch seelisch am Ende. Wir haben nicht mehr, als das, was wir am Leibe trugen.

Geblichen war nur die Zuversicht, dass uns unser Schutzengel nie verlassen hatte.

Ende der Aufzeichnungen.

E P I L O G

Die Erinnerungen an die schlimme Zeit von 1945 schrieb ich 1947/48 auf, als diese noch immer nicht verblasen wollten und oft zu schlaflosen Nächten oder Alpträumen führten. Dann aber legte ich das Geschriebene einfach weg, und es wurde von niemanden gelesen, lag aber friedlich ein halbes Jahrhundert bei anderen Unterlagen. 27 Jahre davon verbrachte ich in Südamerika und kehrte erst 1974 nach Deutschland zurück.

Es war im Sommer 2001, als ich ein Telefonat bekam und sich jemand als „ein Mädchen aus Mückeberg“ meldete. Es war meine Verwandte Elvira, Tochter von Tante Erna. Ich erkannte sie sofort an der Stimme. Beide hatten wir ja inzwischen das 72. Lebensjahr erreicht. Unsere Eltern, Zeugen der Vergangenheit, lebten bereits nicht mehr. Sofort vereinbarten wir ein Wiedersehen. Bei der Gelegenheit traf ich auch Gisela, Alfred und Arthur, also die Kinder von Tante Else, alles inzwischen Erwachsene, gut aussehende und zufriedene Menschen. Da kann man nur sagen: Gott sei Dank! Erst nach diesem so wunderschönen Ereignis wurde mir bewusst, wie sehr wir doch unser einstmals so schmuckes Mückeberg geliebt hatten und mit welcher Begeisterung die dort Geborenen noch heute von ihrer Heimat schwärmen und erzählen.

Das gab auch mir den Anstoß, meine Aufzeichnungen von damals hervorzuholen.

G. Cousin [Jg. 1929]

Dellesstraße 20 (b)
40627 DÜSSELDORF
Telefon: 0211 – 20 42 84